

NIEMEYERBUCH

Petra Bunte

Weil jede
Minute
zählt

Liebesroman



CW Niemeyer **N**



Petra Bunte wurde 1980 in Herford geboren und lebt heute mit ihrem Mann in einer Kleinstadt in Ostwestfalen-Lippe. Bereits während ihrer Schulzeit jobbte sie im Buchhandel, machte nach dem Abitur eine Ausbildung zur Buchhändlerin und ist seit neun Jahren stellvertretende Filialleiterin einer Buchhandlung im niedersächsischen Hameln. Auch privat hat sich in ihrem Leben immer alles um Bücher gedreht, und schon im Jugendalter war es neben dem Lesen ihr größtes Hobby, sich eigene Geschichten auszudenken und auf Papier zu bringen. Aufgrund der gehäuften Meldungen über Gaffer und blockierte Rettungsgassen kam ihr 2017 die Idee zu „Weil jede Minute zählt“. Es ist ihr erster vollständiger Roman, der jedoch nicht der letzte bleiben soll.

Petra Bunte

Weil
jede Minute
zählt

CW Niemeyer *N*

SOPHIE

„Ach nee, nicht schon wieder!“, stöhnte Alex neben mir auf. Er schaltete mit einem frustrierten Seufzer einen Gang runter, lenkte so weit wie möglich rüber an den Fahrbahnrand und rollte langsam auf das Stauende zu. Vor uns nichts als Bremslichter, so weit das Auge reichte. Und das jetzt schon zum dritten Mal, seit wir in Hamburg losgefahren waren.

„Jede Wette, dass da wieder nichts ist und nur so ein blöder Lückenspringer alle zum Bremsen gezwungen hat“, grummelte mein bester Freund weiter vor sich hin. Seine Laune hatte mittlerweile den Tiefpunkt erreicht, und das wollte bei Alex etwas heißen, denn er war einer der geduldigsten Menschen, die ich kannte. Aber er hatte vollkommen recht, es war einfach nur nervig. Egal, wie schön die Stunden in Hamburg gewesen waren – auch ich wollte jetzt einfach nur nach Hause, schließlich musste ich morgen früh um halb zehn wieder einigermaßen fit im Laden stehen, um mich freundlich lächelnd mit den manchmal seltsamen Bücher-Wünschen meiner Kunden auseinanderzusetzen. Doch laut Navi lagen zwischen mir und meinem Bett noch ganze 83 Kilometer. Von der Zeit ganz zu schweigen, wenn es mit diesem elenden Stop-and-go so weiterging.

„Das schaffen wir jetzt auch noch“, versuchte ich Alex und irgendwie auch mich selbst zu trösten. „Wenn du recht hast, müsste es dann ja schnell wieder weitergehen. Immerhin besser als eine Vollsperrung, oder?“

„Hmhm“, murmelte er und fuhr langsam wieder an, nur um im nächsten Moment schon wieder stehen zu bleiben. Geräuschvoll stieß er die Luft aus, verschränkte die Arme über dem Lenkrad und starrte grimmig durch die Windschutzscheibe auf die Blechlawine vor uns. „Wer hatte eigentlich die bescheuerte Idee, ausgerechnet an diesem Sonntag nach Hamburg zu fahren? War doch eigentlich klar, dass auf der Autobahn die Hölle los ist, wo alle aus dem langen Himmelfahrtswochenende zurückkommen.“

Oh, oh! Ich hatte schon die ganze Zeit darauf gewartet, dass so etwas kommen würde. Oder besser gesagt, ich hatte es befürchtet, denn der eigentliche Grund für seine miese Laune lag nicht am stockenden Verkehr, sondern in der Antwort auf genau diese Frage.

Ich presste die Lippen aufeinander und zog es vor zu schweigen. Wir wussten beide, dass es seine Idee gewesen war, und zwar mit einer ganz bestimmten Absicht. Eigentlich hätte dieses Wochenende nämlich ganz anders laufen sollen, und zwar so, dass seine Freundin Isabelle genau hier und jetzt auf diesem Beifahrersitz sitzen würde und nicht ich. Dass die beiden sich einen schönen Tag in Hamburg gemacht hätten, inklusive dem Musical-Besuch, den Alex ihr zum 25. Geburtstag schenken wollte. Deshalb genau dieser Sonntag, auch wenn es das lange Himmelfahrtswochenende war. Doch dann war alles anders gekommen, als Alex vor vier Wochen feststellen musste,

dass sich seine große Liebe bevorzugt auf andere Weise beschenken ließ – und zwar nicht von ihm. Im ersten Moment wollte er die Tickets in tausend Fetzen zerreißen, doch nachdem ich es geschafft hatte, ihn einigermaßen aus seinem Liebeskummer-Elend herauszuholen, hatte er trotzig beschlossen, stattdessen mit mir nach Hamburg zu fahren, weil er wusste, dass ich Musicals mindestens so sehr liebte wie seine mittlerweile Ex-Freundin. Und wahrscheinlich auch, um Isabelle eins auszuwischen.

Ich betrachtete Alex nachdenklich von der Seite und fragte mich zum bestimmt hundertsten Mal, ob das wirklich so eine gute Idee gewesen war. Das Musical war toll gewesen, gar keine Frage, und wir hatten auch sonst viel Spaß miteinander gehabt, seit wir heute Morgen um fünf losgefahren waren und in Hamburg angekommen als Erstes den Fischmarkt unsicher gemacht hatten. Aber immer wieder waren da diese Momente, in denen ich spürte, dass seine Gedanken zu ihr wanderten und der Schmerz zurückkam. So wie jetzt gerade.

Dieses blöde Miststück! Alex war so ein lieber Kerl, und was tat sie? Machte seit Monaten hinter seinem Rücken mit einem anderen rum und erklärte das damit, dass ihr Alex einfach zu brav wäre. Toll! Statt froh zu sein, dass sie jemanden hatte, der sie über alles liebte und ihr jeden Wunsch von den Augen ablas, schmiss sie sich lieber einem Typen an den Hals, der ja angeblich so viel aufregender war. Irgendwie war mir das zu hoch. Wenn man auf Abenteuer stand, dann merkte man doch nicht erst nach über zwei Jahren, dass Alex dafür nicht der Richtige war, oder?

Ich jedenfalls hätte ihn mit Kussband genommen. Hätte – Konjunktiv. Denn irgendeine höhere Macht hatte einen anderen Plan für uns, der besagte, dass wir wie Geschwister aufwachsen und uns bitte schön auch entsprechend fühlen sollten. Wir waren zwei Einzelkinder, die der Zufall oder das Schicksal oder was auch immer im Alter von vier bzw. fünf Jahren in dieselbe Straße einer Neubausiedlung gespült hatte. Seitdem hatten wir mehr oder weniger unser komplettes Leben miteinander verbracht. Alex war der große Bruder, den ich nie hatte, ich seine kleine Schwester. Und selbst in den Wirren der Pubertät hatte sich daran nichts geändert – abgesehen von einem einzigen Kuss, als wir zwölf waren, doch den konnte man wohl eher als wissenschaftliches Experiment einordnen, weil wir einfach mal wissen wollten, wie sich das so anfühlte. Aber der große Funke blieb aus und kam auch später nicht mehr. Natürlich war ich trotzdem eifersüchtig, als Alex seine erste Freundin hatte, und andersrum ging es ihm ziemlich offensichtlich genauso. Aber auf einer anderen Ebene halt. Wir waren und blieben Kumpel und Kumpeline, mit allen Höhen und Tiefen und Streit und Versöhnung und Beinahe-aus-den-Augen-verlieren, als Alex zum Studieren wegging und ich ein Jahr später mit der Ausbildung anfang. Aber zum Glück eben nur beinahe, denn wieder war es eine höhere Macht, die uns letztendlich 70 Kilometer von unserer Heimat entfernt noch einmal in derselben Stadt landen ließ. Egal, was passierte, wir waren füreinander da und wussten, dass wir uns aufeinander verlassen konnten. Wer brauchte da schon Liebe? Das ging doch am Ende eh immer nur schief, während

dieser eine nur für uns bestimmte Deckel zur selben Zeit vielleicht am ganz anderen Ende der Welt herumirrte und nach seinem Topf suchte.

Ich verscheuchte die trüben Gedanken schnell und atmete tief durch, bevor es noch schlimmer wurde mit dem Selbstmitleid. Wir waren doch gerade erst 26 bzw. 27. Der Richtige würde schon irgendwann kommen, und die richtige Frau für Alex auch. So lange machten wir zwei Singles halt zusammen das Beste aus unserem Leben. Und sei es am späten Abend auf der Autobahn im Stau.

Alex schaute tief in Gedanken versunken durch die Frontscheibe nach draußen, als wären die Rücklichter vor uns das Faszinierendste, was er je gesehen hatte. Aber es war ja auch total spannend: Mal gingen die Bremslichter aus, dann wieder an, während wir in Schrittgeschwindigkeit Meter für Meter vorwärtskrochen.

Ich musste lächeln, streckte den Arm aus und knuffte Alex aufmunternd in die Seite. „Hey. Ist es schön da, wo du gerade bist? Gib’s zu, du lässt dir das Musical noch mal durch den Kopf gehen und singst im Stillen Udo-Jürgens-Lieder“, neckte ich ihn.

„Um Gottes willen!“

„Ich war noch niemals in New York“, trällerte ich und grinste ihn herausfordernd an.

Mir war von Anfang an klar gewesen, dass er sich nur aus Liebe zu Isabelle auf genau dieses Musical eingelassen hatte, aber ein kleines Teufelchen in mir konnte es sich einfach nicht verkneifen, ihn ein bisschen damit aufzuziehen. Nicht wegen Bella, sondern weil er vorher so viel gejamert hatte, warum er sich das eigentlich antat, und

es ihm in Wirklichkeit dann doch gefallen hatte. Ich hatte es genau gesehen.

„Sophie!“, bettelte er gequält. „Hör auf damit! Den Ohrwurm werde ich nie wieder los.“

„Okay“, lenkte ich ein und verstummte. Zumindest für ein paar Sekunden, dann sagte ich: „Wenn das hier noch lange dauert, müssen wir, glaub ich, unterwegs mal was zu essen organisieren. Mir ist gerade total nach was Süßem. Kuchen oder so.“

Ich machte eine kunstvolle Pause, in der ich mir das Grinsen einfach nicht verkneifen konnte. Alex hatte es gesehen und hob drohend den Zeigefinger. „Tu’s nicht!“

Gleichzeitig lachen und singen war echt schwer, aber irgendwie brachte ich kichernd ein „Aber bitte mit Sahne“ heraus.

Alex schüttelte geschlagen den Kopf. „Hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, dass du eine Nervensäge bist?“

„Ja, du. Zu unseren besten Zeiten so ungefähr zehn Mal am Tag. Aber du liebst mich trotzdem und wirst es immer noch tun, wenn du schon alt und grau bist.“

Ich schaute ihn so treuherzig an, dass auch Alex endlich lachen musste. „Da sei dir mal lieber nicht so sicher“, meinte er schmunzelnd.

„Oh doch! Und übrigens gab es Zeiten, in denen du darum gebettelt hast, dass ich dir was vorsinge.“

„Ja, klar“, konterte er amüsiert. „Alle meine Entchen und so was, als wir im Kindergarten waren.“

Ich grinste ihn vergnügt an.

Alex seufzte ergeben. „Okay, Deal: Sing so viel du willst, aber nicht Udo Jürgens, einverstanden?“

„Okay.“

Das war mein Alex – immer bereit für einen Kompromiss, bei dem alle zu ihrem Recht und einem Stück vom Glück kamen. Zufrieden lehnte ich mich in meinem Sitz zurück und ließ meinen Blick aus dem Seitenfenster schweifen, während sich in mir die Teufelchen zur Beratung zusammenrotteten. Einmal musste ich ihn noch ärgern, dann würde ich wieder Ruhe geben, versprochen!

„Nun lass es schon raus!“, sagte Alex, der mich natürlich viel zu gut kannte und längst durchschaut hatte, dass ich wieder etwas ausbrütete.

Ich machte ein unschuldiges Gesicht. „Was denn?“

„Das Lied. Ich kann dein ‚Alle meine Entchen‘ doch schon hören, bevor du überhaupt den Mund aufmachst.“

Mist! Er kannte mich wirklich definitiv zu gut.

„Spielverderber!“

Jetzt war er es, der mich angrinste und die Rücklichter vor uns dabei einen Moment zu lange aus den Augen ließ, denn plötzlich hupte es hinter uns. In diesem einen Augenblick hatte sich die Schlange vor uns natürlich wieder in Bewegung gesetzt und rollte erstaunlicherweise sogar zügig voran. Alex gab dem Fahrer hinter uns ein versöhnliches Handzeichen und beeilte sich, den Anschluss zu kriegen.

Einen Grund für den Stau konnten wir, wie von ihm prophezeit, nicht mehr erkennen, aber Hauptsache, es ging endlich weiter. Auch das Navi erwachte zum Leben und kündigte uns eine neue Ankunftszeit für 23:18 Uhr an. Knapp zwei Stunden später, als ursprünglich geplant. Na toll! Ich hätte doch mit einer meiner Spätschicht-

Kolleginnen tauschen sollen, um etwas mehr Schlaf zu bekommen. Aber nun war es zu spät.

Den Rest der Strecke kamen wir zum Glück ohne Stau durch. In einer Baustelle wurde es noch einmal etwas eng, aber gleich dahinter konnte Alex wieder Gas geben. Zwei Abfahrten weiter, dann hatten wir es endlich geschafft. Ich selbst hasste Autobahnfahrten und wäre alleine definitiv mit dem Zug nach Hamburg gefahren. Aber so hatte ich ja Alex, und der war so ein guter und umsichtiger Fahrer, dass ich mich bei ihm wahrscheinlich selbst bei Tempo 200 noch wohlgeföhlt hätte. Wo er aber nie hinkam. Braver Junge halt.

Ich dehnte und streckte meinen verspannten Nacken und schaute hinaus in die Nacht. Der Lkw-Verkehr hatte jetzt am späten Sonntagabend wieder deutlich zugenommen und reihte sich auf der rechten Spur teilweise viel zu eng aneinander, während wir fast nur auf der Mittelspur unterwegs waren und den Rasern die ganz linke Fahrbahn überließen. In Gedanken war ich schon zu Hause in meiner kleinen Dachgeschosswohnung und überlegte, ob ich gleich vorm Schlafengehen tatsächlich noch etwas essen sollte oder nicht. Da sah ich aus dem Augenwinkel plötzlich das Blinklicht an dem Lkw halbrechts vor uns, und im nächsten Moment nicht nur das Blinklicht, sondern das ganze große Ungetüm, das dabei war, von der rechten auf die mittlere Spur rüberzuziehen, um einen anderen Lastwagen zu überholen. Genau dahin, wo wir gerade waren, denn der Fahrer hatte uns anscheinend nicht gesehen.

„Pass auf!“, rief ich Alex zu, doch der hatte es auch schon bemerkt und suchte fluchend nach einem Ausweg.

Es gab allerdings keinen. Seitlich vor uns der Lkw, hinter uns und links neben uns überall Autos. Sein Blick flackerte hektisch hin und her, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Doch zum Nachdenken blieb keine Zeit mehr. Alex drückte auf die Hupe, um den Lkw-Fahrer auf uns aufmerksam zu machen, aber es war zu spät. Bis der sein Monstrum auf die rechte Spur zurückgelenkt hätte, wären wir längst in ihn hineingekracht. Das war auch Alex bewusst, der gleichzeitig voll in die Bremse trat. Eine letzte, winzige Chance, einem Zusammenstoß zu entgehen. Aber was ihm vorne glückte, musste hinten noch längst nicht funktionieren. Es gab einen mächtigen Ruck, der uns ins Schleudern brachte, dann einen Stoß von der Seite und schließlich knallten wir schräg in das Heck des Lkw. Plötzlich waren da nur noch Metall, das über Metall knirschte, quietschende Bremsen, splitterndes Glas und eine ohrenbetäubende Stille in dem Moment, als Alex' Golf zum Stehen kam.

Für einen kurzen Augenblick war ich benommen. Als ich wieder zu mir kam, waren direkt vor meiner Nase der Airbag, der schon wieder zischend in sich zusammenfiel, und eine vollkommen demolierte Windschutzscheibe, die aussah, als würde sie jeden Moment in tausend Teile auseinanderbrechen.

„Alex?“, flüsterte ich ängstlich.

Eine Antwort bekam ich nicht. Langsam richtete ich mich auf und drehte den Kopf, um nach meinem Freund zu schauen. Er hatte die Augen geschlossen und sah aus, als würde er bloß von seinem Gurt aufrecht gehalten. Der

Kopf hing ihm runter auf die Brust und überall war Blut. So viel Blut.

„Alex?!“, rief ich hysterisch und rüttelte ihn vorsichtig am Arm. „Alex, sag was! Bist du okay?“

Natürlich war er das nicht. Aber ein winzig kleines Lebenszeichen hätte mir schon gereicht. Verzweifelt streckte ich die Hand aus und wollte an seinem Hals nach dem Puls fühlen. Doch meine Finger zitterten so sehr, dass ich es einfach nicht schaffte.

„Alex, was ist mit dir?“, stieß ich mit brüchiger Stimme hervor und überlegte fieberhaft, was ich tun sollte. Aus einer fernen Erinnerung wirbelten Begriffe wie stabile Seitenlage, Druckverband und Wiederbelebung durch meinen Kopf, nur wie ging das noch mal und wie sollte ich das überhaupt anstellen, solange Alex da so in seinem Gurt hing? War denn da niemand, der uns helfen konnte?

Ich guckte nach vorne, doch durch das Spinnennetz, das einmal eine Windschutzscheibe gewesen war, war kaum etwas zu erkennen. Das Seitenfenster auf der Fahrerseite existierte quasi nicht mehr und wurde zur Hälfte von der Plane des Lastwagens verdeckt. Nur auf meiner Seite war die Sicht frei und ich sah in einigem Abstand einen weiteren Lkw und Menschen danebenstehen. Mit bebenden Fingern schnallte ich mich ab und versuchte die Tür zu öffnen. Sie klemmte, aber zumindest einen Spaltbreit bekam ich sie auf und rief um Hilfe. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, dann kamen zwei Männer, zerrten an der Tür, bis sie sie weit genug offen hatten, und fragten, wie es mir ging und ob ich Schmerzen hatte.

Schmerzen? Ich? Nein. Sie sollten sich um Alex kümmern!

Einer der beiden bat mich vorsichtig auszusteigen und beugte sich dann über den Beifahrersitz hinweg, um den Zündschlüssel abzuziehen und nach meinem Freund zu sehen. Ich lehnte mich mit weichen Knien ans Auto und schloss die Augen.

Bitte, bitte, bitte, er darf nicht tot sein! Helft ihm doch, bitte!

„Wir kriegen ihn da so nicht raus“, hörte ich den Mann sagen. „Aber die Rettungskräfte sind unterwegs und müssten jeden Moment hier sein.“ Er tauchte wieder aus dem Wageninneren auf, hielt kurz inne und betrachtete irgendetwas ein Stück neben meinem rechten Auge. „Sind Sie wirklich okay?“

„Ja“, krächzte ich heiser und wollte mich an ihm vorbeidrängen, um wieder zu Alex zu kommen.

Der Mann wirkte etwas unentschlossen, warf einen Blick in die Runde und sagte dann: „Ihr Mann oder Freund hat eine ziemlich große Wunde am linken Oberschenkel. Schaffen Sie es, ihm die zuzudrücken, bis die Sanitäter da sind? Dann kann ich noch schnell nach den verletzten Kindern da drüben gucken.“

Er wies mit dem Kopf irgendwo schräg hinter mich, wohin der andere anscheinend auch schon wieder verschwunden war. Ich nickte schwach und folgte seinem Blick, ohne jedoch etwas von dem wahrzunehmen, was ich sah. Heile Autos, kaputte Autos, Lastwagen, Menschen, die herumliefen, Menschen, die herumstanden – alles verschwamm zu einer undefinierbaren Masse, denn

jede einzelne meiner Gehirnzellen war auf Alex konzentriert. Also stieg ich wieder in den Wagen, zog auf Ansage dieses Mannes mein Halstuch runter und drückte Alex damit die blutende Wunde zu.

„Halt durch!“, flüsterte ich weinend. „Bitte, bitte, halt durch, Alex! Es wird alles wieder gut.“

Und dann begannen die längsten Minuten meines Lebens. Die Rettungskräfte müssten jeden Moment hier sein, hatte der Mann gesagt. Aber sie kamen nicht. Ich konnte sie hören. Das Martinshorn unzähliger Wagen hallte durch die Nacht. Trotzdem tauchte niemand bei uns auf. Ich hörte draußen jemanden fluchen und verstand so etwas wie: „Wo bleiben die denn?“, und: „Nun steht nicht so blöd da rum, sondern tut was!“

Ich drehte mich etwas mühsam in meinem Sitz um, um nach hinten aus dem Fenster zu gucken, ohne den Druck auf Alex' Oberschenkel zu verringern. In der Ferne konnte ich das Blaulicht sehen und atmete erleichtert auf. Gleich würden sie endlich hier sein und Alex helfen!

Doch eine weitere quälende Ewigkeit verging, in der nichts passierte. Wieder drehte ich mich um und sah, dass das Blaulicht kein Stück weiter vorwärtsgekommen war. Was war denn da los? Hier war der Unfall, verdammt, nicht da hinten!

Verzweifelt wandte ich mich wieder Alex zu, der immer noch keinerlei Lebenszeichen von sich gegeben hatte, und beschwor ihn weiter in einem nicht enden wollenden Mantra, dass er durchhalten sollte.

MORITZ

Es war eine dieser trügerisch ruhigen Nachtschichten in der Rettungswache, bei der nach dem routinemäßigen Fahrzeugcheck erst mal lange Zeit gar nichts passierte. Die Kollegen von der Tagschicht hatten kurz vor Dienstende eine 80-jährige Frau mit Kreislaufproblemen in die Klinik gebracht, aber sonst hatten auch sie nicht sonderlich viel zu tun gehabt.

„Das ist bestimmt nur die Ruhe vor dem Sturm“, unkte mein Kollege Chris, als wir uns gegen neun eine Pizza vom Lieferdienst kommen ließen. Und nicht nur, dass wir diese sogar selbst entgegennehmen konnten. Nein, wir konnten sie ausnahmsweise sogar auch ohne Unterbrechung essen. Doch letztendlich sollte Chris natürlich wie so oft mit seiner Prophezeiung recht behalten. Allerdings hatte selbst er nicht kommen sehen, in was für einen Sturm wir in dieser Nacht geraten würden.

Der Alarm ging um 22:56 Uhr los, und zwar das volle Programm für beide Rettungswagen und auch die Kollegen von der Feuerwehr. In Windeseile schlüpfte ich in meine Jacke und Sicherheitsschuhe, sprang zu Chris in den Rettungswagen und nahm per Funk von der Leitstelle die Informationen zum Einsatz entgegen: Schwerer Verkehrsunfall auf der Autobahn zwischen den Anschlussstellen Nordstadt und Zentrum bei Kilometer 264, drei

beteiligte Pkw, ein Lkw, mehrere Leicht- und Schwerverletzte, genaue Anzahl unklar. Darunter eine eingeklemmte Person, zwei Kinder. Der Notarzt und weitere RTW aus der Südstadt waren zur Unterstützung unterwegs.

Ich bestätigte die Meldung, atmete tief durch und wappnete mich innerlich gegen das, was da vor uns lag. Inklusive Zivildienstzeit und Ausbildung war ich jetzt seit fast elf Jahren im Rettungsdienst unterwegs und hatte schon so manches gesehen, aber wirklich Routine war es deshalb noch lange nicht. Besonders wenn Kinder betroffen waren. Ich sah, wie Chris mit dem Kiefer mahlte und wusste, dass es ihm genauso ging. Hoch konzentriert raste er mit Blaulicht und Martinshorn Richtung Autobahn, um uns so schnell wie möglich zum Unfallort zu bringen.

Im Rückspiegel sah ich, dass die Polizei an der Abfahrt Nordstadt schon dicht gemacht hatte und den Verkehr über die Bundesstraße umleitete. Aber wer weiß, wie lang der Stau dort vorne schon war, immerhin war gerade das lange Himmelfahrtswochenende vorbei und so manch einer auf dem Rückweg aus dem Kurzurlaub. Vor uns fuhr der Bulli der Einsatzleitung und einer der großen Feuerwehrgespanne. Am Stauende angekommen wurden sie langsamer und schlängelten sich teilweise in Millimeterarbeit durch die Rettungsgasse.

„Siehst du schon was?“, fragte Chris, als wir für einen Moment zum Stillstand kamen.

„Nein.“ Ich schüttelte den Kopf und reckte den Hals, um neben uns zwischen zwei Autos hindurch einen Blick auf das Schild mit der Kilometerangabe werfen zu können. „Es sind auch noch drei Kilometer. Die Leitstelle

hat den Unfall bei 264 gemeldet, und wir sind gerade erst bei 261.“

„Na toll.“ Mein Kollege zog ärgerlich die Stirn in Falten, und ich wusste genau, was er dachte. Wahrscheinlich hatte irgendein Idiot mal wieder nicht kapiert, wie das mit der Rettungsgasse ging, damit wir mit unseren Fahrzeugen durchkamen. Doch bevor einer von uns etwas sagen konnte, ging es schon weiter und wir atmeten erleichtert auf. Bei solchen Einsätzen zählte jede einzelne Minute, und je schneller wir am Ort des Geschehens waren, umso bessere Chancen hatten die Verletzten.

Ein Stück weit ging es relativ flott voran, dann bremsten die Kollegen von der Feuerwehr erneut.

„Na, das läuft ja heute“, murmelte Chris und trommelte mit den Daumen ungeduldig auf dem Lenkrad herum.

Wir warteten, doch nichts passierte. Chris griff zum Funkgerät und rief die Leitstelle.

„Leitstelle hört.“

„Fragt doch bitte mal die Kollegen von der Feuerwehr, was bei denen da vorne los ist?“, verlangte er. „Wieso geht es nicht weiter?“

„Leitstelle an alle: Die Rettungsgasse ist dicht bzw. nicht existent. Es müssen erst ein paar Fahrzeuge umrangiert werden“, hörten wir die Antwort über Funk und wechselten einen ungläubigen Blick. Das war anscheinend nicht nur ein Vollpfosten, der es nicht kapiert hatte, sondern gleich mehrere. Hauptsache, das ging nicht den Rest der Strecke so weiter.

„Wo haben die eigentlich ihren Führerschein gemacht?“, knurrte Chris.

Ich schenkte mir eine Antwort darauf und sah auf die Uhr: 23:12 Uhr. Schon 16 Minuten seit der Alarmierung und wer weiß wie viele seit dem Unfall. Scheiße!

„Vielleicht sollte ich mir die Ausrüstung schnappen und schon mal zu Fuß losgehen“, bemerkte ich, als sich in den nächsten fünf Minuten immer noch nichts tat. Und das war kein Sarkasmus, sondern mein bitterer Ernst. Da waren Menschen, die unsere Hilfe brauchten, und wir saßen hier und drehten Däumchen. Das konnte es doch echt nicht sein.

Chris schnaubte humorlos. „Gute Idee. Ist ja auch nur ein Kilometer oder so. Und ich fürchte, so viel kannst du gar nicht tragen, wie du bei der Meldung da vorne brauchen wirst.“

Zähneknirschend musste ich ihm recht geben und seufzte resigniert, als ich im Funk hörte, wie die Leitstelle versuchte, die Kollegen der anderen Rettungswagen über die Gegenrichtung umzuleiten. Leider vergeblich, denn sie waren schnell gewesen und standen längst hinter uns im Stau.

Dann tat sich endlich was und der Feuerwehrwagen vor uns setzte sich in Bewegung. Langsam rollten wir hinter ihm her nach halbrechts rüber auf die Standspur. Die Kollegen von der Feuerwehr hatten offensichtlich alles gegeben, um verschiedenste Fahrzeuge so umzudirigieren bzw. über die Standspur am Unfall vorbei wegzulotsen, dass hier ein Weg frei wurde und wir endlich an den Einsatzort ranfahren konnten. Zwei der Feuerwehrmänner standen immer noch am Straßenrand und blockierten den folgenden Verkehr, als hätten sie Angst, dass jemand

auf die Idee kommen könnte, unsere neu geschaffene Rettungsgasse für das eigene Weiterkommen zu nutzen und damit wieder alles dicht zu machen.

Ich streckte ihnen durch das Fenster den hochgereckten Daumen entgegen und konzentrierte mich wieder auf das, was vor uns lag. Und das war ein ziemlicher Trümmerhaufen aus drei beschädigten Autos, von denen eins unter dem Heck eines Lkw klemmte. Ringsherum stand eine ordentliche Menge an Schaulustigen, und ich hätte wetten können, dass irgendwo zwischen ihnen garantiert wieder mindestens einer war, der sein Smartphone gezückt hatte und die Szene fotografierte oder filmte. Es war zum Kotzen! Genau wie die Uhrzeit, zu der ich der Leitstelle unser Eintreffen am Einsatzort meldete: 23:21 Uhr.

Als hätten wir auch nur den Hauch einer Chance, die verlorene Zeit wieder aufzuholen, sprangen Chris und ich aus dem Rettungswagen, schnappten uns in Rekordzeit unsere Notfallausrüstung, streiften uns ein Paar Handschuhe über und machten uns an die Arbeit. Mit geschultem Auge verschaffte ich mir einen Überblick über den Unfallort und sah, dass die Jungs von der Feuerwehr schon ihr Werkzeug auspackten, um damit den Wagen zu befreien, der unter dem Heck eines Lkw eingeklemmt war. Auf dem Beifahrersitz saß eine junge Frau, die hysterisch schrie und eine blutende Kopfwunde hatte. Ein Stück dahinter stand ein Wagen mit eingedrückter Front, der dem verunglückten Golf offensichtlich hinten draufgefahren war und ihn damit ins Schleudern gebracht hatte, und dessen Fahrer abgesehen von einem Schock auf den ersten Blick unverletzt zu sein schien. Auf der linken Spur

kümmerten sich zwei Ersthelfer um eine Familie, die anscheinend auch mit nur leichten Verletzungen davongekommen war.

Da wir jetzt mehr oder weniger alle gleichzeitig eingetroffen waren, stand der Einsatzleiter der Feuerwehr wie ein Dirigent mitten im Geschehen und schickte Chris und mich zusammen mit dem Notarztteam zu dem eingeklemmten Wagen. Für den Fahrer konnten wir nicht viel tun, solange die Feuerwehrleute ihn nicht befreit hatten, aber zumindest die hysterische Beifahrerin musste schon mal dringend versorgt werden. Die Platzwunde am Kopf war auf den ersten Blick nicht gerade klein und musste vielleicht sogar genäht werden.

Ich war der Erste, der bei ihr war und sie fragte, ob sie alleine aussteigen konnte oder Schmerzen hatte. Sie schüttelte jedoch nur wild den Kopf mit den zerzausten und blutverkrusteten dunklen Locken und erklärte ganz eindeutig unter Schock stehend, dass sie auf keinen Fall hier wegkonnte und dem jungen Mann, der offensichtlich Alex hieß, die Wunde zudrücken musste.

„Mein Kollege übernimmt das für Sie“, redete ich ihr gut zu, während Jan, der Kollege aus dem Notarztwagen, hinter ihr auf den Rücksitz krabbelte und versuchte, von dort schon einmal an den Fahrer heranzukommen. „Sie haben das bis hierhin ganz großartig gemacht, aber jetzt müssen Sie erst mal ein bisschen Platz für den Notarzt machen, weil wir von der anderen Seite im Moment noch nicht rankommen. Es wird nichts passieren, wenn Sie Ihren Freund für einen ganz kurzen Moment loslassen, okay?“

Ich schaute über sie hinweg zu dem jungen Mann auf dem Fahrersitz und hoffte inständig, dass wir überhaupt noch irgendetwas für ihn tun konnten. Es hatte ihn schon äußerlich ziemlich erwischt, da wollte ich über mögliche innere Verletzungen lieber gar nicht erst nachdenken. Doch ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen und konzentrierte mich wieder auf die Frau. Sie nickte schwach, rührte sich jedoch keinen Millimeter von der Stelle.

„Kommen Sie! Ich helfe Ihnen raus. Und Ihre Verletzung gucke ich mir dann auch gleich mal an.“

„Ich bin okay“, widersprach sie energisch. „Alex braucht Hilfe, ich nicht!“

Anscheinend steckte sie so voller Adrenalin, dass sie tatsächlich nichts spürte und ihre Kopfverletzung in der Stresssituation noch gar nicht bemerkt hatte.

„Kommen Sie“, wiederholte ich sanft und streckte ihr die Hand hin. Sie ignorierte sie allerdings und überraschte mich damit, dass sie urplötzlich das blutdurchtränkte Tuch am Oberschenkel des verletzten Fahrers losließ und schneller als gedacht aus dem Wagen stieg, als hinge auch ihr eigenes Leben davon ab, wenn nicht sofort jemand anders den Druck auf die Wunde übernehmen konnte. Wie erwartet geriet sie dabei ins Trudeln, und ich fing sie mit den Armen auf. Sie hatte selbst sicher schon einiges an Blut verloren, und durch die plötzliche Bewegung machte jetzt ihr Kreislauf schlapp.

„Langsam“, ermahnte ich sie und half ihr, sich auf die Trage zu setzen, die Chris in der Zwischenzeit herangeholt hatte. Der Notarzt erfasste mit einem schnellen Blick die

Situation, gab uns ein Zeichen, dass er in ihrem Fall nicht erforderlich war, und wandte sich mit Jan zusammen dem wesentlich schwerer verletzten Fahrer zu.

„Wir werden jetzt Ihren Blutdruck messen und Ihre Wunde versorgen“, erklärte ich währenddessen der jungen Frau vor mir. „Und wir werden Ihnen vorsichtshalber eine Halskrause umlegen. Haben Sie Kopf- oder Nackenschmerzen?“

So entschieden, wie sie den Kopf schüttelte, wohl nicht. Trotzdem konnte man ein Schleudertrauma bei solch einem Unfall nicht ausschließen, also legte ich ihr die Manschette um und sagte: „Wenn Ihnen irgendetwas wehtut oder Sie sich nicht gut fühlen, sagen Sie sofort Bescheid, okay?“

Sie nickte stumm und wollte sich auf dem Weg zum Rettungswagen immer wieder umdrehen, um einen Blick auf das Auto zu erhaschen, aus dem sie gerade ausgestiegen war. Doch das war mit der Halskrause nicht so einfach. Und es war auch sicher besser so, denn mir war klar, dass die Rettungsmaßnahmen an ihrem Freund massiv sein und sie nur noch mehr traumatisieren würden. Ganz zu schweigen von der Alternative.

Nachdem wir die junge Frau in unser Einsatzfahrzeug verfrachtet hatten, bat ich sie mit ruhiger Stimme, mich anzuschauen und fing an, die Wunde an ihrem Kopf zu desinfizieren und zu verbinden. Chris maß währenddessen den Blutdruck, der den Umständen entsprechend okay war. Trotzdem würden wir sie ins Krankenhaus bringen, weil sie mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit an der Schläfe genäht werden musste. Und zur Kontrolle,

denn meist waren diejenigen Verletzungen die schlimmsten, die man nicht auf Anhieb sehen konnte.

„Nein!“, protestierte sie plötzlich wieder ziemlich kraftvoll. „Ich geh hier nicht weg! Ich will bei Alex bleiben!“

„Unsere Kollegen kümmern sich um ihn“, erklärte Chris, während ich mühsam versuchte, diesem Energiebündel den Verband am Kopf zu befestigen. „Sie werden ihn aus dem Auto befreien und dann auch ins Krankenhaus bringen.“

„Was ist mit ihm? Er ist doch okay, oder?“ Ihr Blick irrte wild zwischen uns hin und her, und ich versuchte wie so oft diese Angst und Verzweiflung nicht an mich herankommen zu lassen. In Momenten wie diesem war es manchmal wirklich schwer, aber wenn man sich nicht von diesem Job zerstören lassen wollte, musste man einfach eine gewisse Schutzmauer um sich herum errichten.

„Sie tun alles, was sie können, um ihm zu helfen“, versuchte ich sie sanft zu beruhigen. Für uns war das immer noch Routine, denn wir kannten wirklich unzählige Varianten, wie Patienten, Unfallopfer oder Angehörige in so einer Stresssituation reagierten und ihre Angst oder Hilflosigkeit auch gerne mal an uns ausließen. Aber das, was als Nächstes kam, war anders.

Die junge Frau riss den Kopf hoch und funkelte mich wütend an. „Und wenn es zu spät ist?!“, schrie sie mich plötzlich an. „Wir haben da schon eine Ewigkeit gegessen und gewartet! Wo wart ihr, verdammt?! Warum wart ihr nicht schneller hier?! Warum?!“ Sie hob die Hände, die sie zu Fäusten geballt hatte, und fing an, damit auf meinen Brustkorb einzuhämmern. Immer und immer wieder.

Jeder Einschlag ein anklagendes Warum. Warum, warum, warum ...

Die Frage an sich war nicht neu, denn wenn man in einer Notsituation auf Hilfe wartete, kamen jedem von uns Minuten wie Stunden vor, sodass wir als Rettungskräfte in der Regel einfach darüber hinwegsahen. Doch hier und jetzt war ich so schockiert von ihrem Angriff, dass ich im ersten Moment gar nicht reagierte. Dann versuchte ich ihre Handgelenke einzufangen und presste meine aufgebrauchte Patientin in wahrscheinlich ziemlich unprofessioneller Art und Weise an mich, um die Attacke zu beenden. Kraftlos sackte sie an meiner Brust zusammen und brach in ein haltloses Schluchzen aus.

Chris stand genauso perplex wie ich daneben und wusste anscheinend auch nicht, was wir als Nächstes tun sollten. Normalerweise hätten wir sie jetzt einfach auf der Trage festgeschnallt und ins nächste Krankenhaus gefahren. Aber das hier war nicht normal. Sie hatte so recht mit ihren Anschuldigungen, und das schockierte mich am meisten, auch wenn wir überhaupt nichts dafür konnten. Schon auf den ersten Blick war klar gewesen, dass jede einzelne Minute, in der wir untätig im Stau festgesessen hatten, eine Minute zu viel gewesen war. Jede Minute eine Minute, die über Leben und Tod entscheiden konnte. Jede Minute eine Minute, in der es weniger Hoffnung gab. Jede Minute eine Minute, die alles zerstörte.

Ich blickte über ihren Kopf hinweg aus dem kleinen Seitenfenster raus zum Unfallort, sah, wie der Notarzt mit einem vernichtenden Kopfschütteln wieder aus dem zerstörten Wagen auftauchte, und spürte, wie es in mir anfang

zu brodeln. Am liebsten hätte ich auch gerade um mich geschlagen und auf den- oder diejenigen eingepöbeln, die uns den Weg versperrt hatten. Doch ich versuchte mich mühsam zu beherrschen. Ich hatte hier einen Job zu erledigen! Da war diese aufgelöste junge Frau mit ihrer Platzwunde und hoffentlich nichts Schlimmerem, die meine Hilfe brauchte und keinen Rettungsassistenten, der sich als Racheengel aufspielte.

Ich atmete tief durch und konzentrierte mich wieder auf meine Arbeit. Das heftige Schluchzen an meiner Brust war inzwischen verebbt und zu einem leisen Schniefen geworden, sodass ich das Häufchen Elend in meinen Armen vorsichtig von mir schob. Wir waren beide völlig blutverschmiert, aber zumindest für mich war das nichts Neues, also ignorierte ich es einfach.

Ich erklärte ihr noch einmal, dass wir sie jetzt ins Krankenhaus bringen würden und zog die Gurte um ihren Körper herum fest. Sie wich meinem Blick aus und nickte stumm, soweit man das mit der starren Halskrause als ein Nicken bezeichnen konnte. Es war, als hätte sie beim Weinen alle Kraft verloren, und wie sie so apathisch vor sich hinstarrte, wünschte ich mir beinahe, sie würde lieber wieder auf mich einschlagen.

Chris ging nach vorne, um uns in der Klinik anzumelden und fuhr schließlich los, während ich hinten bei unserer Patientin sitzen blieb und fragte, ob sie ihre Krankenversichertenkarte dabei hatte.

„In meiner Tasche im Auto“, antwortete sie matt. Über ihre Wange rollte eine einzelne Träne, die sie jedoch gar nicht zu bemerken schien.

„Können Sie mir dann vielleicht so ein paar Fragen beantworten?“

Wieder nickte sie nur, ohne mich anzusehen.

„Okay. Es geht nur um ein paar Daten für den Papierkram. Los geht's mit dem Namen.“

„Sophie Wattenberg.“

„Sophie mit ph?“

„Hmhmm.“

„Okay ...“. Nacheinander fragte ich sie nach Geburtsdatum, Adresse, Krankenversicherung und ein paar weiteren Vorgaben auf meinem Tablet, die von dort sofort ans Krankenhaus übermittelt wurden. So wusste die Notaufnahme schon mal, womit sie es zu tun bekam, und wir waren zumindest für eine Weile von diesen bohrenden Warum-Fragen abgelenkt.

Als wir fertig waren und ich auch einen kurzen Bericht über ihre Verletzung übermittelt hatte, bog Chris gerade in die Straße zum Krankenhaus ein. Ich wandte mich zu der jungen Frau um, die jetzt einen Namen hatte, und bemerkte, dass sie mich gedankenverloren ansah – oder besser gesagt durch mich hindurchsah.

„Er wird es nicht schaffen, oder?“

Ihre Frage zerriss mir fast das Herz, vor allem, weil ich die Antwort ja schon kannte. Und dieser Blick aus ihren blauen Augen, in denen so viel Hoffnungslosigkeit lag, gab mir den Rest. Wie oft war ich schon in genau dieser Situation gewesen? Wie oft war mir genau diese Frage schon gestellt worden? Doch all die Jahre im Rettungsdienst hatten sich scheinbar gerade in Luft aufgelöst, und ich saß da wie ein dämlicher Praktikant, der keine Ahnung hatte,

was er tun sollte, oder wie er diese Emotionen an seiner professionellen Hülle abprallen lassen konnte. Warum, verdammt?! Abgesehen von der zeitlichen Verzögerung und ihrer Wut war es doch ein Einsatz wie jeder andere auch! Aber genau das hatte die Welt offenbar aus den Angeln gehoben und verkehrt herum wieder zusammengesetzt.

„Ich weiß es nicht“, sagte ich leise und schaffte es nicht, ihr dabei in die Augen zu schauen. Zum Glück kam in diesem Moment der Rettungswagen zum Stehen, und Chris zog schon Sekunden später die hintere Tür auf.

Der Rest war eigentlich Routine: Die Patientin an das Klinikpersonal übergeben, Papierkram erledigen, den Rettungswagen säubern und desinfizieren, Material nachfüllen, vielleicht noch einen Kaffee aus dem Automaten ziehen, wieder einsatzbereit melden und wenn sonst nichts anlag erst mal zurück zur Wache. Aber anders als sonst konnte ich diesen Einsatz nicht einfach im Kopf als erledigt abhaken und unbeschwert weitermachen. Dieser letzte Blick von Sophie, als wir sie im Schockraum abliefern, ließ sich einfach nicht abschütteln. Es war, als flehte sie mich mit den Augen an, zurückzufahren und ihren Freund zu retten. Und ich hätte nichts lieber getan als das. Doch es war zu spät.

Ich spürte, wie sich mein Magen schmerzhaft zusammenzog und die unterdrückte Wut wieder zum Vorschein kam. 25 Minuten bis zum Einsatzort. Laut Statistik mindestens 15 Minuten zu viel. Ganze 15 elende Minuten!

„Alles klar bei dir?“, riss mich Britta, die Klinikangestellte an der Anmeldung, aus den Gedanken. „Du siehst

heute ziemlich mitgenommen aus. Ich hab schon von dem Unfall gehört. Hast du jemanden gekannt, der dabei war?“

„Was? ... Ich ... Nein“, antwortete ich zerstreut und reichte ihr das Formular rüber, das ich gerade ausgefüllt hatte. „Wir sind nur zu spät gekommen“, fügte ich dann leise hinzu.

Sie sah mich mitfühlend an. „Ach, Moritz. Wie lange machst du den Job jetzt schon? Du weißt doch, dass es nicht immer gut ausgeht. Aber ihr habt getan, was ihr konntet.“

„Ich fürchte, so einfach ist das diesmal nicht.“

Britta wollte noch etwas sagen, doch da hatte ich mich schon umgedreht und war Richtung Toilette verschwunden. Ich brauchte jetzt dringend einen Schlag kaltes Wasser ins Gesicht, um wieder zu mir zu kommen, aber wirklich besser machte es das auch nicht. Genauso wenig wie die Nachbesprechung später auf der Wache.

Aus einer seltsamen Gefühlsanwandlung heraus rief ich anschließend meine Freundin an, was ich sonst nie tat. Schon gar nicht mitten in der Nacht.

„Mo?“, fragte Julia verschlafen. „Ist etwas passiert?“

„Nein“, beruhigte ich sie sanft, obwohl alles in mir Ja schrie. „Ich wollte nur deine Stimme hören.“

„Um diese Zeit?“

Ja, um genau diese Zeit! Doch als ich ihre Empörung hörte, schimpfte ich mich einen Idioten. Es war weit nach Mitternacht, meine Freundin musste morgen früh arbeiten und sie war ohnehin wenig begeistert von meinem Job und den damit verbundenen Nachtschichten und Überstunden. Was also hatte ich mir eigentlich von einem Anruf bei ihr versprochen?

„Tut mir leid, Julie“, sagte ich ernüchtert. „Schlaf weiter ... Ich liebe dich.“

„Hmhmm ... auch“, murmelte sie und bevor ich Tschüss sagen konnte, hatte sie schon aufgelegt.

Wie gerne wäre ich jetzt bei ihr gewesen, hätte mich an ihren warmen Körper geschmiegt und in ihren Armen wenigstens eine Weile die düsteren Gedanken vergessen. Aber Wunsch und Wirklichkeit lagen leider gerade meilenweit auseinander. Reglos starrte ich auf mein Handy und beobachtete, wie die Uhr von 01:43 auf 01:44 umsprang. Noch etwas mehr als fünf Stunden Dienst. In der Wache war es ruhig geworden. Die anderen hatten sich anscheinend eine Runde aufs Ohr gehauen, in der Hoffnung, dass nicht gleich der nächste Alarm losging. Alle, bis auf einen, denn plötzlich tauchte Chris im Türrahmen zum Aufenthaltsraum auf und sagte: „Hier steckst du. Alles okay mit dir?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Hatte schon bessere Nächte.“

„Wem sagst du das.“ Er kam rüber und ließ sich neben mir auf das Sofa fallen. „Ganz schön scheiße gelaufen heute.“

Es war eine Feststellung, keine Frage, also musste ich auch nicht darauf antworten, und für eine Weile schwiegen wir einfach in stiller Einigkeit vor uns hin.

Chris und ich waren seit zwei Jahren ein eingeschworenes Team und mussten nicht viel reden, um uns zu verstehen. Wenn nicht gerade einer von uns krank war, Urlaub oder seinen freien Tag hatte, waren wir als Stammbesetzung zusammen mit dem Rettungswagen unterwegs

und wussten, dass wir uns im Einsatz blind aufeinander verlassen konnten. Mit der Zeit war daraus eine echte Freundschaft entstanden, auch wenn wir außerhalb der Arbeitszeit eher selten miteinander zu tun hatten. Deshalb konnte ich normalerweise auch mit niemandem so gut über solche Erlebnisse reden wie mit Chris. Aber heute wussten wir beide nicht, was wir sagen sollten.

„Die Kleine hat dich ganz schön fertiggemacht, was?“, bemerkte Chris schließlich in unser Schweigen hinein.

Ich war nicht sicher, ob das einfach nur eine neutrale Aussage war, oder ob er sich innerlich köstlich darüber amüsierte, dass unsere Patientin so auf mich eingedroschen hatte. Ein Blick hätte gereicht, um es herauszufinden, aber ich schaffte es einfach nicht, den Kopf zu heben.

„Sie hatte doch recht“, konterte ich lahm. „Und ich frage mich die ganze Zeit, was gewesen wäre, wenn ein Teil von uns schon zu Fuß vorausgelaufen wäre.“

„Hör auf damit, Momo!“ Chris klang plötzlich ernst und ich spürte seinen bohrenden Blick auf mir. „Was hätte das denn geändert? Ihr Freund war eingeklemmt und so schwer verletzt, dass er es wahrscheinlich eh nicht geschafft hätte.“

„Das kannst du nicht wissen. Wenn wir es frühzeitig geschafft hätten, ihn zu beatmen, oder ihm einen Zugang zu legen oder ...“

„Wenn, wenn, wenn! Es ist gelaufen, Momo! Ja, wir waren zu spät da, aber wir können nichts dafür, und das weißt du. Du hast gehört, was Rolf gesagt hat: Auf den letzten 600 Metern war das ein heilloses Chaos, weil die einen wussten, wie die Rettungsgasse geht, die anderen

aber meinten, quer auf den Standstreifen ausweichen zu müssen, dann jemand mal gucken wollte, ob er von etwas weiter links rüber vielleicht sehen konnte, was vorne vor sich geht und fast eine vierte Stauspur aufgemacht hätte. Die sind schuld, nicht du oder ich oder sonst wer von uns.“

„Natürlich weiß ich, dass wir nichts dafür können!“, platzte es aus mir heraus. „Aber deshalb ist es trotzdem scheiße! 25 Minuten bis zu Kilometer 264! 25 Minuten, Chris, das ist ein schlechter Witz! Normalerweise brauchen wir höchstens die Hälfte der Zeit. Und das Problem ist ja nicht nur, dass diese Idioten es nicht gebacken gekriegt haben, eine Rettungsgasse zu bilden. Du hast vergessen, diese Schlaumeier zu erwähnen, die meinten, sie könnten sich gleich mit durchmogeln, um wegzukommen, statt uns erst mal fahren zu lassen! Wie krank ist das denn bitte? Und vor allem, wo sind die jetzt? Auf Nimmerwiedersehen verschwunden in ihre heile Welt, in der es ja zum Glück immer nur die anderen erwischt! Ich hab grad echt so eine Scheißwut und wünsche diesen Schwachköpfen, dass sie selbst mal irgendwo verrecken, weil die Rettung nicht zu ihnen durchkommt!“

Chris pfiff leise durch die Zähne. „Wow. Momo, so kenn ich dich ja gar nicht.“

„Ich mich auch nicht“, murmelte ich mehr zu mir selbst als zu ihm. Dann stand ich auf und verdrückte mich nach draußen an die frische Luft, alleine mit meiner Wut und den quälenden Warum-Fragen, auf die niemand außer den besagten Idioten eine Antwort wusste. Hätte ich geraucht, wäre jetzt wahrscheinlich der richtige Zeitpunkt

für eine Zigarette gewesen. Aber so setzte ich mich nur auf die Bank hinter der Fahrzeughalle, legte den Kopf in den Nacken und schaute rauf in den sternenklaren Himmel.

Ich hatte meinen Job immer geliebt, trotz der elenden Arbeitszeiten und dem Stress, trotz der vielen Einsätze, bei denen man nichts mehr tun konnte, trotz all der Beschimpfungen und Widerstände, auf die man bei so manchem Patienten oder Angehörigen stieß. Es gehörte einfach dazu, und die vielen geglückten Einsätze und Zeichen der Dankbarkeit glichen es zum Glück jedes Mal wieder aus. Ich konnte nur hoffen, dass es diesmal auch wieder so sein würde. Aber sicher war ich mir nicht.

Nur eine Sache wusste ich genau: Diese Sophie und den wilden Gefühlssturm in ihren Augen würde ich wohl nicht so schnell vergessen können.

Es ist alles andere als Liebe auf den ersten Blick, als Moritz und Sophie sich zum ersten Mal begegnen. Ein tragischer Unfall und das folgenschwere Zuspätkommen der Rettungskräfte bilden den Auftakt ihrer ungewöhnlichen Liebesgeschichte, in der Petra Bunte auf locker-leichte Art große Gefühle mit einem ernsten und immer noch aktuellen Thema verknüpft.

Für die Autorin und Buchhändlerin sollte ein guter Liebesroman schon immer mehr beinhalten als nur Herzschmerz und Schmetterlinge im Bauch. Als sie 2017 auf die immer häufigeren Meldungen über Gaffer, blockierte Rettungsgassen und Gewalt gegen Einsatzkräfte aufmerksam wurde, entstand so die Idee zu „Weil jede Minute zählt“ – einer mitreißenden und berührenden Geschichte über das Glück im Unglück und Gefühle, die nicht nach dem richtigen Zeitpunkt fragen.

Die Personen und Handlung in diesem Roman sind fiktiv. Vieles um sie herum ist jedoch so erschreckend real, dass es noch nachhallt, nachdem die letzte Seite längst gelesen ist. Und in der spannenden Liebesgeschichte von Moritz und Sophie verpackt die Autorin schließlich auch den Dank und Respekt an alle Rettungskräfte, Ersthelfer und diejenigen, die wissen, worauf es ankommt, wenn in einem Notfall mal wieder jede Minute zählt ...



Weil jede Minute zählt

NIEMEYERBUCH

Was, wenn Moritz und seine Kollegen vom Rettungsdienst nicht erst viel zu spät am Unfallort eingetroffen wären, um Alex medizinisch zu versorgen? Was, wenn Sophie den Sanitäter nachher nicht noch einmal aufgesucht hätte, um sich für ihre ungerechtfertigte Attacke zu entschuldigen, nachdem sie erfahren hat, warum er nicht früher da war?

Vielleicht wären sie sich nie wieder begegnet und hätten jeder für sich mit dem verunglückten Rettungseinsatz und seinen Ursachen und Folgen klarkommen müssen. Doch das Schicksal will es anders, und irgendwann lautet die Frage vielmehr: Was, wenn du dich ausgerechnet in den Mann verliebst, der dich immer wieder an die schlimmsten Minuten deines Lebens erinnert? Oder in die Frau, die gerade erst ihren Freund verloren hat?

Verstrickt in ein Netz aus Schuldgefühlen und Missverständnissen kämpfen Moritz und Sophie immer stärker gegen ihre wachsenden Gefühle an. Bis es zu einem weiteren tragischen Notfall kommt ...

